

## Bildfindung – Bilderfindung

„Was soll ich malen, wie soll ich malen. Das Was ist das Schwierigste, denn es ist das Eigentliche. Das Wie ist vergleichsweise leicht. Mit dem Wie beginnen ist leichtsinnig, aber legitim. Das Wie anwenden, also die Bedingungen der Technik, des Materials, wie die der physischen Möglichkeiten, im Hinblick auf die Absicht nutzen. Die Absicht: nichts erfinden, keine Idee, keine Komposition, keinen Gegenstand, keine Form – und alles erhalten: Komposition, Gegenstand, Form, Idee, Bild.“ (Gerhard Richter, 1986)

Richter spricht hier ein zentrales Problem der zeitgenössischen nachmodernen Malerei an, die sich zwischen den Polen Entleerung und Welthaltigkeit positionieren muss. Das Aushalten dieses Widerspruchs bedeutet aber gleichzeitig auch ein Offenhalten des Bildes und damit die Möglichkeit der Malerei, Bezüge zu knüpfen, die außerhalb ihrer selbst liegen.

Das gilt auch für die Arbeiten von Virginia Glasmacher, die in ihrer Malerei ein breites Spektrum von Ausdrucksmöglichkeiten durchdekliniert. Die Künstlerin steht hier in der Tradition der klassischen Moderne, die in der Befreiung der gestalterischen Mittel und ihrer Ablösung von der Bindung an die Gegenständlichkeit neue Möglichkeiten der Bildfindung erprobte. Mit der Abkehr vom Konzept des Bildes als „offenes Fenster“ wurde die Grenze zwischen Bild und Wirklichkeit durchlässig. Das Bild fungiert nun nicht mehr als Wirklichkeitsausschnitt, sondern ist selbst Teil der Welt. Die Trennung zwischen der Wirklichkeit des Betrachters und der Bildwirklichkeit, die die Ebene der Leinwand, also die Fensterebene symbolisiert, ist aufgehoben – Wirklichkeitsraum und Ausdrucksebenen sind ineinander verschränkt.

Für Glasmacher bedeutet die Hinwendung zur Abstraktion keine Abkehr von der gegenständlichen Welt. Vielmehr liegt ihrer Malerei ein dialektisches Prinzip zugrunde, das Assoziationen mit der Dingwelt ermöglicht. Mitunter glaubt man einen Horizont zu erkennen, eine spiegelnde Wasseroberfläche, Felsformationen – allgemein Landschaftliches. Doch immer wird das Auge des Betrachters auch wieder zurückgebunden an die Oberfläche, bleibt hängen an Farbflächen oder Pinselstrichen. Die Malerei gibt sich zu erkennen als Farbe auf Leinwand und kippt im nächsten Moment doch wieder in die Tiefe, öffnet einen Bildraum oder Farbraum, der Platz für die Imagination des Betrachters bietet. Dieser Bildraum ist allerdings kein einheitlicher, sondern spaltet sich in unterschiedliche Binnenräume auf, die immer wieder einen anderen Modus der Betrachtung einfordern.

Ausgearbeitete, durchformulierte, manchmal auch dicht zugemalte Stellen wechseln sich ab mit lockeren Setzungen. Das Flüchtige – die Vorläufigkeit der Formzustände – unterstreicht die Dynamik des Bildgeschehens und lässt den Übergang der Farben und Formen ineinander in den Fokus rücken.

Zu den lasierend aufgetragenen Farbwolken schieben sich pastose, mit dem Spachtel aufgetragene Farbschlieren ins Bild. Einzelne Pinselstriche bleiben als Spur der Malhand präsent und machen den Entstehungsprozess nachvollziehbar. Das Malen schreibt sich ein in das fertige Bild als zeitliches Ereignis, das den Zwiespalt zwischen Gemachtem und Gewachsenem, zwischen Eigendynamik der Bildentstehung und Steuerung durch die Künstlerin erfahrbar werden lässt. Die Bildentstehung ist dabei immer ein Zusammenspiel von bewusst getroffenen Entscheidungen und Reaktion auf das Gegebene, das bereits Entstandene. Zum Beispiel hinterlassen die Malwerkzeuge Spuren, die Anknüpfungspunkte zur Weiterentwicklung und Überarbeitung bieten. Wir sehen nicht nur ein Bild als fertiges Werk, sondern eben auch als Zeugnis der Bildentstehung, der Suche und des Versuchs einer bildnerischen Formulierung. Bedeutend ist bei einem solchen Vorgehen nicht der Beginn des Malvorgangs, sondern dessen Ende, also die Entscheidung, wann dem Bild nichts mehr hinzuzufügen, wann es gefunden ist.

Zufällig entstandene Formen wie das Herunterlaufen der dünnflüssigen Farbe an der Leinwand werden eingebunden in die Gesamtkomposition. Die Farbe als Material, mit seinen spezifischen Eigenschaften, wird vorgeführt. Dennoch geht es hier nicht um das gestische Moment, um ein Zelebrieren des künstlerischen Subjekts und seiner Handschrift. Glasmacher scheint die einzelnen Elemente vielmehr aus einem erarbeiteten und erweiterbaren Repertoire von Ausdrucksmitteln zu schöpfen und anzuwenden. Malerei wird einerseits als prozessuales, selbstreflexives Medium vorgeführt, in der die Farbe jenseits der Farbwirkung auch in ihrer haptischen Qualität, ihrer Konsistenz auf der Leinwand greifbar wird.

Andererseits, und darauf weisen Titel wie „Ausblick“ oder „Licht und Schatten“ hin, schafft Virginia Glasmacher über ihre Farbschichtungen und das Nebeneinanderstellen verschiedener Farbklänge, über die Wechselwirkung der Farbe einen Bildraum, der Bezüge zur Wirklichkeit erschließt. Die Offenheit der Malerei ist ein Angebot an den Betrachter, das Bild im Prozess der Rezeption zu vervollständigen. Der Betrachter wird einbezogen und tritt in Dialog mit dem Bild, schreibt ihm Ausdrucks- und Stimmungswerte zu.

Glasmacher versteht es, ihre Bilder in der Schweben zu halten: Zwischen Gegenstandsbezug und Selbstbezug, Machen und Entstehenlassen, Raumwirkung und Fläche, Farbe und Struktur. Die Offenheit ihrer Malerei erschließt Freiräume, die diese Kunst einem komplexen Bezugssystem zugänglich macht.

Nikolaus Bischoff

Text zur Ausstellung „Virginia Glasmacher – Malerei“, 25.11.-23.12.2010